

Gerhard Gronauer

Menschen mit Mission: Eine Landkarte der evangelikalen Welt

Thorsten Dietz

Thorsten Dietz. Menschen mit Mission: Eine Landkarte der evangelikalen Welt. Holzgerlingen: SCM R. Brockhaus, 2022. ISBN 978-3-417-00015-3, 496 S., 24,99 Euro.

Das Ende der evangelikalen Bewegung in Deutschland ist nah. Auch wenn Dietz dieses Resümee nicht direkt zieht, kann man sein Buch mit diesem Satz zusammenfassen, bestenfalls noch mit dem Zusatz „wie wir sie gekannt haben“ versehen oder als Frage formuliert. Zu zahlreich sind die krisenhaften Phänomene, die er beschreibt, zu heftig ist die Zerreißprobe der Evangelikalen zwischen „Links“ und „Rechts“: Hier Gesellschaftstransformation und hoffnungsvolle Zukunftserwar-

tung (S. 119 ff., 208), dort neoliberale Wirtschaftslogik und negative Apokalyptik (S. 118, 207 ff.), gar eine weltweit erstarkte „christliche Rechte“ (S. 278 ff.). Hier methodisch wie ökumenisch offene pietistische und freikirchliche Theologie (S. 195–198), dort bekenntnisbetonte konservative Theologie (S. 193 f., 199), gar Fundamentalismus und Kreationismus (S. 238 ff.). Kann das alles noch unter einem Dach zusammengehalten werden, wenn die inhaltlichen Gemeinsamkeiten immer mehr erodieren?

Auffallend ist, dass Dietz das größte inner-evangelikale Streitthema, den Umgang mit Homosexualität, nur auf S. 399 f. streift, nicht aber annähernd

so umfangreich behandelt wie z. B. „Die Rolle der Frau in der christlichen Ethik“ (S. 405 ff.). Dabei hatte er in seinem Podcast „Das Wort und das Fleisch“, das zur Vorgeschichte des Buches gehört, ausführlich über die Debatte gesprochen, bei der Michael Diener und Ulrich Parzany in eine heftige Gegnerschaft bezüglich Homosexualität geraten waren.

Das im Buchtitel angesprochene Bild der Landkarte will ein Akt der Bescheidenheit sein. Eine Landkarte ist nicht die Wirklichkeit, sondern eine Orientierungshilfe. Dietz zeigt die verschiedenen Wege und Irrwege der Evangelikalen auf, und indem er zwischen beiden unterscheidet, wertet er auch. Seine Urteile wollen „fair,

aber nicht neutral“ sein (S. 9 und öfter) und sind es eigentlich auch. Es handelt sich um ein persönliches Buch, das die Biografie Dietz’ vom früheren Bekenntnis-Evangelikalen („Kein anderes Evangelium“) zur „Perspektive eines reformatorischen Pietismus“ (S. 394) markiert. Zudem scheint auch seine eigene Definition des Postevangelikalismus auf ihn zuzutreffen: „Postevangelikale sind Menschen, die sich nicht mehr (gänzlich) mit dem Label ‚evangelikal‘ identifizieren“, weil sie eben nicht mit Fundamentalisten und Rechten in einen Topf geworfen werden möchten. „Anders als Ex-Evangelikale brechen sie nicht vollständig mit dieser Prägung, sondern gehen über sie hinaus“



Bild: SCM

(S. 308). Doch ist Dietz fair genug, auch Postevangelikale zu kritisieren, sofern sie in ihrer Abgrenzung vom Fundamentalismus das Kind mit dem Bade ausschütten und jegliche biblische Autorität ablehnen, was nicht einmal die Mainstream-Kirchen tun.

Vom evangelikalen Erbe nimmt Dietz folgendes ins weitere Leben mit: „Eine Bewegung für das gemeinsame Gebet. Eine Stimme für verfolgte und bedrängte Gläubige weltweit. Eine Kraft für innovative und kreative Projekte der Glaubensvermittlung“ (S. 455) sowie „Menschen, denen Jesus konkurrenzlos wichtig ist und die gerade darum flexibler und kreativer als andere auf aktuelle Zeitentwicklungen reagieren können“ (S. 459). Solche Schwerpunktsetzungen sind, wie Dietz erläutert, historisch mit dem Evangelikalismus verbunden. Und dieses Profil wünscht er sich auch für die evangelikale Bewegung der Zukunft.

Aber heute findet sich eine solche Ausrichtung in vielen Kirchen der Ökumene, gerade auch im Katholizismus. Was Dietz am evangelikalen Erbe positiv würdigt, ist derart allgemein ökumenisch-christlich, dass damit der Evangelikalismus nicht mehr als eigenständige christliche Strömung erkennbar bliebe. Wenn sich die evangelikale Bewegung in die von Dietz erhoffte Richtung entwickelte, wird man den Begriff „evangelikal“ nicht mehr sinnvoll anwenden können, auch nicht mehr brauchen. Die „evangelikal“ benannte Marke wäre hinfällig geworden.

Wie Dietz umfanglich einräumt, ist die öffentliche Wahrnehmung des Evangelikalismus sowieso eine ganz andere als das erwähnte Erbe. Die Berichterstattung der Medien ist seit mindestens 20 Jahren davon bestimmt, unter „evangelikal“ nur noch fundamentalistische, intolerante und tendenziell rechtsextreme Christen zu verstehen: „Für viele Medienschaffende schien festzustehen: Die Evangelikalen sind unsere Taliban“ (S. 45). Diese „Wirklichkeitsverzerrung“ (S. 305) ist spätestens seit dem Votum vieler US-Evangelikaler für Donald Trumps Präsidentschaft nicht mehr umkehrbar. Es ist so stark in die öffentliche Wahrnehmung eingebrannt, dass es unwahrscheinlich ist, dass Dietz differenziertes Buch daran viel ändert. Dabei gibt sich der Autor überzeugend Mühe, mit seiner Schilderung der Lausanner Bewegung und der Weltweiten Evangelischen Allianz ein anderes Bild zu zeichnen. Hier präsentiert Dietz Evangelikale, die ausgewogen in und für die Welt Verantwortung übernehmen. Doch gesteht er selber ein, dass diese in der Öffentlichkeit kaum rezipiert werden. Demgegenüber weiß er davon zu berichten, dass US-amerikanische Trump-Anhänger sich nur deshalb evangelikal nennen, weil sie nationalistisch eingestellt sind: „Evangelikal wird immer stärker als politische Kategorie empfunden, die sich mehr und mehr von theologischen Inhalten ... abkoppelt“ (S. 292). Somit kommt die evangelikale Bewegung in Deutschland auch deshalb an ihr Ende, weil sich immer weniger

evangelikal Sozialisierte mit diesem Begriff identifizieren können, wenn sie nicht mit Trump-Anhängern in einem Atemzug genannt werden wollen.

Faszinierend an der Lektüre ist die Fülle an rezipierter, meist angloamerikanischer Sachliteratur. Mit Dietz' Werk hat man nicht nur *ein* Buch gelesen, sondern viele. Gerade deswegen fällt auf, dass die Ausführungen zur Historie des Evangelikalismus nur rudimentär eine Begriffsgeschichte zu „evangelikal“ enthalten. Weil sich die als evangelikal titulierten Kreise im deutschen Sprachraum nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr mit Begriffen wie „pietistisch“ o. ä. identifizieren wollten, wählten sie den Anglizismus „evangelikal“, der damals noch keine negativen Konnotationen hatte. Leider geht Dietz nicht darauf ein, wie dieses Wort entstanden ist, dass diese Entlehnung aus dem Englischen nicht erst mit der neuen evangelikalen Bewegung seit den 1960er-Jahren aufkam, sondern bereits in der Zwischenkriegszeit als deutschsprachiges Fachwort existierte. Der Terminus bezeichnete damals die erwecklichen Aufbrüche in der anglikanischen Kirche seit dem 18. Jahrhundert. Dietz hätte eindeutiger hervorheben können, dass mit dem englischen Wort „evangelical“ bereits im Anglikanismus nicht allgemein „evangelisch“ gemeint war, sondern dass an so etwas gedacht wurde, was wir im deutschen Sprachraum mit Pietismus und Erweckungsbewegung verbinden. Wegen der transnationalen Vernetzung

der Erweckten geht auch der weltweite moderne Evangelikalismus nicht nur auf angelsächsische Impulse zurück, sondern führt auch das erweckliche Erbe Deutschlands und der Schweiz fort. Um den Evangelikalismus historisch adäquat einordnen zu können, hätte Dietz' Schilderung der deutschsprachigen Situation – Pietismus, Erweckungsbewegungen, Gemeinschaftsbewegung etc. – auch in das 1. Kapitel zur Geschichte des weltweiten Evangelikalismus gehört.

Dietz würde es schön finden, wenn deutsche Evangelikale heute derart fortschrittlich auf die Gegenwart einwirkten wie im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Doch anders als etwa William Wilberforce besitzen nicht nur Evangelikale im Besonderen, sondern Christen im Allgemeinen nicht mehr die gesellschaftliche Position, um Trendsetter oder Avantgarde zu sein. Sie können sich dem „Zeitgeist“ anschließen, sich ihm verweigern oder selbstreflektiert urteilen, was in der gegenwärtigen Situation richtig und falsch ist. Aber sie können dem „Mainstream“ (S. 398) nicht mehr vorangehen und Maßstäbe setzen.

Was umgangssprachlich als „Zeitgeist“ gilt, nennt Dietz „die Kultur der Moderne“ (S. 337 ff.). Der Kulturbegriff ist bei Dietz auch politisch konnotiert. Der Umgang mit der Gegenwartskultur ist für ihn die Schlüsselfrage. Er kritisiert, dass viele Evangelikale mit der zeitgenössischen Kultur fremdeln und stattdessen eine „Gegenkultur“ (S. 418) leben. Als positives Beispiel eines Theologen der Evangeli-

schen Allianz, der sich auf die ihn umgebende Kultur eingelassen hat, stellt er John Stott (1921–2011) vor. Nachahmenswert sei dessen „Double Listening“, das zweifache „Hören auf Gottes Wort und unsere Zeit“ (S. 190). Doch während sich die Auslegung der Bibel auf durchdachte Kriterien berufen kann, existiert bis heute keine Hermeneutik des Zeitgemäßen: Wie sollen wir die Gegenwart verstehen, nach welchen Kriterien? Auf letztere geht auch Dietz nicht ein. So bleibt es offen, warum Evangelikale im Besonderen und Christen im Allgemeinen auf die immer wieder neuen gesellschaftlichen Veränderungen gerade so reagieren sollten, wie es Dietz für sein eigenes Leben getan hat. So wie er über Kultur vs. Gegenkultur schreibt, empfinde ich das als die größte Leerstelle des Buches. Weil vieles nebulös bleibt und Dietz hinter das hohe Reflexionsniveau, das er sonst einnimmt, zurückfällt. Wer die gegenwärtige globale Kultur im Plural und folglich als unterschiedliche Mentalitäten versteht, die sehr vielschichtig sind und oft konträr zueinander stehen, wird nicht nachvollziehen können, wie Dietz aus dieser Bandbreite eine „Kultur der Moderne“ im Singular herausdestillieren will. Und was ist, wenn diese eruierte Kultur gar nicht zur gewachsenen Identität eines bestimmten Christen passt? Soll er sich trotzdem anpassen?

Wie dem auch sei. Nach der Lektüre von Dietz' Buch bin ich zu dem Eindruck gekommen: Das Ende der evangelikalen Bewegung in Deutschland, wie wir sie ge-

kannt haben, steht bevor. Entweder dadurch, dass sich Evangelikale nicht mehr von anderen Christen der weltweiten Ökumene unterscheiden. Oder dadurch, dass sich immer weniger Evangelikale mit diesem Label identifizieren wollen und die wenigen Verbliebenen nicht mehr als Bewegung gelten. Oder auch dadurch, dass die inner-evangelikalen Spannungen derart unüberbrückbar werden, dass es keine inhaltliche Basis mehr rechtfertigt, sich gemeinsam als Bewegung zu verstehen. Vielleicht ist es angesichts der zunehmenden Säkularisierung in Europa wirklich der Weg: sich ohne Labels einfach als Christ zu verstehen. „Es gibt keine Nachfolge ohne die Bereitschaft, sich an Jesus allein und nicht an irgendwelchen anderen Gestalten und Mächten zu orientieren“ (S. 369).

Nebenbei gesagt: Der erstaunlich niedrige Preis des Buches ist mit mangelhaftem Lektorat erkaufte. So finden sich vermeidbare Fehler: mehrfach ein „methodisch“ statt „methodistisch“, der Satz „Bonhoeffer war kein Theologe“ (S. 361) statt „Bonhoeffer war kein evangelikaler Theologe“ sowie plötzlich aus dem Nichts der Verweis auf eine fünfbändige Geschichte der evangelikalen Bewegung (S. 437), ohne im Text oder in den Anmerkungen die Publikation explizit zu nennen.

